

Muamer Bećirović
Clemens Wenzel von Metternich –
oder Das Gleichgewicht der Mächte

Muamer Bećirović

Clemens Wenzel von Metternich –
oder Das Gleichgewicht der Mächte

Osburg Verlag

Erste Auflage 2024
© Osburg Verlag Hamburg 2024
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Bernd Henninger, Heidelberg
und Wolf-Rüdiger Osburg, Hamburg
Korrektorat: Hilke Ohsoling, Lübeck
Satz: Hans-Jürgen Paasch, Oeste
Historische Karten: Kay Fleck, Mölln
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-95510-340-8

Inhalt

Vorwort	7
Die Familie Metternich	15
Das österreichische Imperium	39
Der junge Gesandte und die Weltpolitik 1798–1809	53
Die Persönlichkeit Metternichs	115
Metternichs Weltbild	129
Metternich zwischen Napoleon und Alexander I. 1809–1814	147
Wiener Kongress 1814–1815	227
Die Großmächte und die Neuordnung Europas 1815–1820	245
Die neue Weltordnung in Aktion 1821–1825	279
Die Ostfrage und der Triumph des jungen Zaren 1825–1830	309
Revolutionen und die Bewahrung des Rechts 1830–1839	343
Österreichs Völker, Nationalismus, Liberalismus, Polizei, die Kaiser und Metternich 1809–1848	385
Revolution in Europa und Metternichs Rücktritt 1840–1848	401
Die Metternich'sche Staatskunst	417
Zeittafel	435
Literaturverzeichnis	439
Danksagung	447
Bildnachweis	449
Personenverzeichnis	451

Vorwort

»Wenige Menschen haben mich je verstanden und wenige verstehen mich auch jetzt. Mein Name ist in Verbindung geraten mit soviel riesenhaften Ereignissen, daß er im Verein mit ihnen auf die Nachwelt kommen wird. Du kannst versichert sein, daß der Geschichtsschreiber in hundert Jahren mich sehr anders beurteilen wird als alle, die heute ein Urteil über mich fällen. Ich glaube sogar, er wird mich in unterschiedlichen Punkten anders beurteilen als Du.«¹

Fürst Metternich an seine Geliebte Dorothea von Lieven

»Die Nachwelt wird mich beurteilen; das einzige Urteil, nach dem ich geize, das einzige, das mir nicht gleichgültig ist, und zugleich das einzige, das ich nie erleben werde.«²

Fürst Metternich

Als zur Mittagszeit des 16. Oktober 1793 der Karren auf der überfüllten Place de la Révolution vorfährt, schreien die Massen nach dem Tod der Königin. Zahlreiche Menschen stürmen auf den Wagen los, um ihn samt seiner Insassin in Stücke zu schlagen. Das militärische Geleit hält sie nur mit großer Mühe davon ab. An der Treppe zum Schafott angekommen, steigt Marie Antoinette aus, sie ist in ein weißes Leichengewand gehüllt. »Nein, ich werde, Gott sei Dank, Kraft genug haben, bis dahin zu gehen«³, lehnt sie jede Hilfe beim Hinaufsteigen der Treppen zum Podest ab, und geht mit gemessenen Schritten ihrem Tod entgegen. Sie legt sich unter die Guillotine, die Sonne spiegelte sich dabei im Fallbeil wider. »Lebt wohl, meine Kinder! Ich werde euren Vater wiedersehen!«, kann die Königin noch sagen, ehe ihr wenige Augenblicke später die Klinge durch den Nacken fährt und die Massen rufen: »Es lebe die Republik!« Daraufhin befehlen die

1 Srbik I 1956, S. 3

2 Ebd., S. 4

3 Sanson 1970, S. 243–246

Revolutionäre dem Henker, den blutenden Kopf mit den noch krampfhaft zuckenden Augenlidern dem Volk mehrmals zu präsentieren. Für die Menschen auf der Place de la Révolution ist das Spektakel eine Erlösung.

Die Autorität der Könige als Gottes Vertreter auf Erden zerbrach in dem Moment, als sie meinten, ihre Herrschaft ohne Verantwortung genießen zu können. Als das Volk nicht mehr an das Gottesgnadentum glaubte, war das Schicksal seines Vertreters auf Erden besiegelt. Das Haupt Ludwigs XVI., hingerichtet am 21. Januar 1793, in der Hand des Volkes war der Beweis, dass die Macht nun vom Volk ausging. Lange genug hatte der dritte Stand die Demütigungen und Ungerechtigkeiten der Obrigkeit ertragen müssen. Bis ein Maß erreicht war, das die alte Ordnung hinfortriss. Die Art und Weise mag alles andere als elegant gewesen sein, aber im Namen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mussten Opfer gebracht werden.

Als der jugendliche Metternich von der Ermordung Marie Antoinettes erfuhr, tobte er vor Wut, setzte sich daraufhin an den Schreibtisch und schrieb sich, indem er die österreichischen Armeen zu den Waffen rief, die Verzweiflung von der Seele. Dieses aufstrebende Bürgertum, diese Revolutionäre, stellten alles infrage, wofür er stand, beschuldigten alle Aristokraten undifferenziert des Unrechts. Ewig wird er ihr Feind sein und ewig werden sie den Teufel in ihm sehen. Die liberalen, nationalen und bürgerlichen Schriftsteller werden sich zur Lebensaufgabe machen, über Metternich kein gutes Wort zu verlieren.

Zwei Welten, die unterschiedlicher nicht sein konnten, prallten zu Lebzeiten Metternichs aufeinander. Auf der einen Seite standen diejenigen, die meinten, im Volkswillen liege das Seelenheil der Nation. Sie waren davon überzeugt, alles würde sich zum Guten wenden, weil ihre Gesinnung gut sei. Auf der anderen Seite stand Metternich als Speerspitze der konterrevolutionären Bewegung. Einsam auf weiter Flur stemmte sich Metternich gegen die aus seiner Sicht utopischen Ideen, weil er die realen Konsequenzen dieser Gesinnung fürchtete. Er war der Mann, der sein Handeln auf die Erfahrung, die Wirkung, den Erfolg ausrichtete. Metternich bekämpfte die Revolution nicht, weil er sie

hasste, sondern weil er sie für falsch hielt. Er fühlte sich deshalb von seinen Zeitgenossen missverstanden und hoffte darauf, die Geschichte würde nachträglich ein gerechtes Urteil über ihn fällen. Für den Außenminister führten die Ideen des Jahrhunderts zum unweigerlichen Zerfall jedes multinationalen Imperiums in Europa, ganz besonders Österreichs, was zum Chaos in Europa führen musste. Metternich wird sein gesamtes Leben damit verbringen, dieses Chaos nach allen Regeln der Kunst zu bekämpfen, obwohl Kämpfen eigentlich nicht seiner Natur entsprach. Jeder in seiner Umgebung nahm ihn als einen milden, sensiblen, höchst charmanten Mann mit großem Geist wahr. Nicht als jemanden, der sich mit Brutalität und Niedertracht auf die Jagd nach Revolutionären machte. »Wenn alle Welt uns ähneln würde, meine liebe Marie, gäbe es keinen Krieg. Dieser ist eine recht böse Erfindung, aber er hängt unglücklicherweise an der menschlichen Natur: Inmitten Tausender von Toten oder Verwundeten seht Ihr die Truppe tanzen und lachen und darüber klagen, wenn drei Tage ohne Gefechte vergehen. [...] Welch schlimme Notwendigkeit doch Soldaten sind! Wie menschenunwürdig ist diese mechanische Bewegung anzusehen, den rechten Fuß anzuheben, während man eigentlich nach links fortgehen möchte! Was für ein schönes Lebensziel, damit sein Dasein zuzubringen! Ich wette, dass du niemals den Einfall gehabt hast, Soldat zu werden, nicht einmal, als du ein kleines Kind warst; du hattest schon damals zu viel Geist dafür«⁴, schrieb Metternich an seine Tochter Marie am 4. September 1813, als er voller Abscheu aus seiner Kutsche die von Gefallenen übersäten Schlachtfelder bei den Schlachten in Sachsen sah.

Sein Aufstieg ins höchste Amt der Außenpolitik Österreichs vollzog sich kontinuierlich von einem Botschafterposten zum nächsthöheren. Als das Frankreich Napoleons Österreich 1809 vernichtend geschlagen hatte, war Österreich nur noch ein Schatten seiner selbst. Nachdem Kaiser Franz I. alle anderen Diplomaten im Amt des Außenministers versucht hatte, blieb Metternich als die einzige Option übrig. Von diesem Moment an wird er

4 Siemann 2016, S. 482

Österreichs Außenpolitik bis 1848 knapp 39 Jahre lang führen. Der Kaiser selbst, der Hof und alle anderen werden ihm in der Diplomatie weitgehend freie Hand lassen, aber die Herrschaft über die Innenpolitik werden sie ihm nie verleihen. Metternich, der die Politik liebt, wird paradoxerweise nie versuchen, die gesamte Macht des Imperiums in seinen Händen zu konzentrieren. Nicht ein einziges Mal wird er die Kaiser, wie es Bismarck bei seinen Monarchen zu tun pflegte, versuchen zu erpressen, auszutricksen oder dazu zu zwingen, sich seinem Willen zu unterwerfen. Es scheint in Metternich immer etwas gewesen zu sein, das ihn dazu bestimmte, seine eigenen Grenzen zu erkennen, sie bereitwillig zu akzeptieren und nicht zu versuchen, über dem Monarchen zu stehen: »Der einzelne ist nichts, die Sache ist alles. Ich kann hier im Lande nicht mehr werden, als ich bin; meine Laufbahn hat ihr Ziel erreicht; ich habe nie an mich gedacht, nie für mich etwas erbeten, ich hatte sogar nie die Absicht, mich mit so viel Verantwortung zu beladen. [...] Keinen Augenblick am Tag vergesse ich, was ich dem Vertrauen eines Mannes schulde, den ich liebe, weil ich ihn achte; jeder Irrtum, den ich begehe, wirkt sich aus an dreißig Millionen Menschen, und nur Irrtümer fürchte ich, denn für meine Absichten stehe ich ein.«⁵ Ähnlich empfand auch Kaiser Franz I., der seinem Thronfolger am Sterbebett 1835 einen seltenen Einblick darüber gab, was Metternich ihm bedeutete: »Übertrage auf den Fürsten Metternich, Meinen treuesten Diener und Freund, das Vertrauen, welches Ich ihm während einer so langen Reihe von Jahren gewidmet habe. Fasse über öffentliche Angelegenheiten wie über Personen keine Entschlüsse, ohne ihn darüber gehört zu haben. Dagegen mache Ich es ihm zur Pflicht, gegen Dich mit derselben Aufrichtigkeit und treuen Anhänglichkeit vorzugehen, die er Mir stets bewiesen hat.«⁶ Das Verhältnis dieser beiden überaus unterschiedlichen Charaktere war durchaus von gegenseitiger Liebe geprägt. Man musste sich in den schwierigsten Stunden, in denen niemand die Zukunft präzise voraussagen konnte, blind vertrauen und aufeinander verlassen

5 Metternichs Briefe an die Gräfin Lieven 1942, S. 160, 161

6 Siemann 2016, S. 804

können. Franz I. war alles andere als ein Dummkopf, der sich von seinem geschickten Außenminister manipulieren ließ. Die Habsburger waren von klein auf erzogen, im Zentrum der Herrschaft zu stehen und sie nicht mit einem ihrer Untertanen zu teilen. Metternich war sein Diener, sein Kutscher, aber letztlich entschied der Kaiser in der Kabine, wohin die Reise ging. Dass er für dieses Schlüsselressort den fähigsten Mann brauchte, lag daran, dass das Überleben seines Hauses damit engstens verbunden war.

Politik ähnelt mehr der bildenden Kunst als der exakten Wissenschaft. Der wissenschaftliche Teil der Politik sind die empirisch messbaren Umstände, die Kräfte, die den Staatsmann umgeben. Sie sind die Realität, mit der er umzugehen hat, die außerhalb seines Willens liegt. Staatsmänner, Diplomaten und Wissenschaftler haben dabei eines gemeinsam: Sie bedienen sich der Umwelt als Werkzeug, um ihr Ziel zu erreichen. Ansonsten trennen sie Welten. Der Diplomat ist mehr ein Maler, der Pinsel und Farben, die bestimmenden Faktoren, in die Hand nimmt und damit in seinem Sinne ein politisches Kunstwerk schafft. Darüber hinaus kann der Diplomat nicht wie der Wissenschaftler jeden seiner Schritte berechnen und belegen, weil sich Menschen nicht in eine mathematische Formel pressen lassen. Ihr künftiges Verhalten lässt sich nicht vermessen. In der Politik wird es absolute Sicherheit nie geben. Die einzelnen Schachzüge sind mehr eine Frage des Glaubens als des Beweises. Die Empirie reicht als Zukunftsorakel nicht aus, weil sie nur eine Beschreibung eines vergangenen oder eines Istzustandes ist. Sie gibt uns keine Gewissheit über die Zukunft. Staatsmänner, die am großen Schachbrett der Welt ihre Züge vornehmen, müssen allerdings so tun, als würde das, woran sie denken, Realität werden können. Sie können bei Fehlern nicht wie Wissenschaftler zum Ursprung ihres Experiments zurückkehren und ihre Thesen erneut überprüfen. Der Staatsmann muss mit einer natürlichen Unsicherheit seiner Hypothesen, Randbedingungen, Aufgaben und Entscheidungen leben. Meistens sind die Entscheidungsmöglichkeiten nicht eindeutig, nie schwarz oder weiß. Das Bestmögliche ist immer in den Grautönen zu suchen. Deshalb sind die Nuancen das Wesen der Staatskunst. Sie zeigt sich, wenn man mit feingefühligem Gespür im günstigsten

Augenblick der Geschichtsbildung eingreift, um der Zukunft den eigenen Willen aufzuzwingen. Genie und Wahnsinn sind hier nur um Haaresbreite getrennt. Insbesondere Diplomaten nehmen in der Geschichtsschreibung selten einen prominenten Rang ein. Ihre Kunst ist im Vergleich zu der beispielsweise von Feldherren schwieriger zu dechiffrieren und zu erklären. Wenn der General eine Schlacht schlägt, dann ist das Ergebnis für jeden Laien mit bloßem Auge erkennbar. Wenn der Diplomat kämpft, dann in Konferenzräumen im Verborgenen. Ihre Schachzüge können sich über Monate, sogar Jahre hinziehen und sind währenddessen mehrdeutig, zahlreich und schwerer zu deuten.

Metternich beherrschte die diplomatische Kunst bis zur Vollkommenheit. Obwohl Österreich im direkten Vergleich mit Frankreich und Russland ein wesentlich schwächeres Imperium war, schaffte er es, nicht nur Napoleon als einen der erfolgreichsten Feldherren der Geschichte niederzuringen, sondern mehrere Jahre lang dem gesamten Kontinent Führung zu geben. Das Können eines solchen Mannes, der alles aus den schwierigsten Umständen heraus entwickelte, muss außerordentlich gewesen sein. Deshalb beschäftigten mich im Laufe der Jahre mehrere Fragen, die ich in diesem Buch beantworten will: In welche Welt wurde Metternich geboren und wie wurde er, was er war? In welchem Zustand befand sich Österreich im Vergleich zu den anderen Großmächten? Wie dachte und handelte der Fürst? Wie gelang ihm die Niederwerfung Napoleons? Wie erhob er ein schwächelndes Imperium zu einem der tonangebenden in Europa? Auf welchem Fundament war die neue Ordnung der Großmächte gebaut? Was sind seine gravierendsten Fehler gewesen? Warum schwand Österreichs Einfluss in Europa unmittelbar nach seinem Abgang und warum gelang es keinem seiner Nachfolger, jemals wieder diese Bedeutung zu erlangen?

Ich muss allerdings etwas gestehen. Ich habe mit diesem Buch einiges anders gemacht, als man es im deutschsprachigen Raum gewohnt ist. Zum einen habe ich mögliche Alternativen aufgezeigt, zu denen es hätte kommen können, weil jeder Staatsmann sich für eine Wahl aus mehreren Optionen entscheidet. Seine Entscheidung aber trägt eine persönliche Note und zeigt anhand der

anderen Möglichkeiten, wie entscheidend einzelne Individuen ihre Gegenwart prägen und damit Einfluss auf die Geschichte nehmen. Historiker und Historikerinnen neigen heute allzu oft dazu, die Vergangenheit im Nachhinein so zu beschreiben, als hätte es keine Alternativen gegeben. Dabei wussten die Akteure von damals ebenso wenig wie wir heute, wie die Zukunft aussehen würde. Jeder von ihnen muss sich der Zukunft immer wieder neu nähern wie ein Mensch, der sich in einem dunklen Raum zurechtfinden will. Im Gegensatz zu anderen Metternich-Autoren, die die Fakten zusammenfassen, analysieren und damit meinen, die Geschichte besser zu kennen als die Zeitgenossen, habe ich in diesem Buch die Protagonisten über weite Strecken selbst zu Wort kommen lassen. Denn dadurch werden sie lebendig, und ich bin zutiefst davon überzeugt, dass man mit den Worten der Akteure der historischen Wahrheit am nächsten kommt.

Ich habe dabei die Gedanken der Akteure in den Kontext des Geschehens zu einem bestimmten Zeitpunkt gestellt und damit zweierlei bezweckt: Zum einen den bisherigen Weg, der zu dem Ereignis geführt hat, zu veranschaulichen, und zum anderen zu zeigen, ob der Handelnde mit seinen Überlegungen am Ende richtig gelegen hat oder nicht und welche Erfolge und Fehler er dabei gemacht hat. Mit meinen Interpretationen habe ich versucht, das Geheimnis ihrer Staatskunst zu entschlüsseln. Auch der Fokus ist hier ein anderer als bei den meisten Autoren, die über Metternich geschrieben haben. Von Anfang bis Ende wird in diesem Buch die internationale Politik, die Diplomatiegeschichte jener Zeit anhand der Person Metternich und seiner handelnden Kollegen dargestellt. Größere Abweichungen von dieser meiner Linie habe ich dann vorgenommen, wenn ich den historischen Kontext darstelle, was wiederum nur dem besseren Verständnis und der Erklärung der internationalen Beziehungen und ihrer Akteure dienen soll. Aufgrund dieses speziellen Fokus ist dieses Buch, eine Monographie, die bisher einzige politische Biographie, die die Diplomatie Metternichs von ihren Anfängen bis zu ihrem Ende behandelt.

Meine geistige Reise begann mit einer Lektüre. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich Henry Kissingers Dissertation »Das

Gleichgewicht der Großmächte: Metternich, Castlereagh und die Neuordnung Europas 1812–1822« an einem Sommertag in dem Geburtsort meiner Mutter in Bosnien aufmerksam las. Bis dahin hatte ich viel über internationale Politik und Diplomatiegeschichte gelesen. Aber das Besondere an diesem Werk waren nicht neue Archivalien, die er auch gar nicht ausgehoben hatte, sondern die intellektuelle Tiefe, mit der er diese historische Epoche wie kein anderer durchdrang. Kissingers von Fachhistorikern immer wieder belächelter Ansatz war, dass die Grundlage der Geschichte zwar das Sammeln von Fakten sei, dass aber erst eine exzellente Interpretation in der Lage sei, die Bedeutung der Ereignisse zu erschließen und aus ihnen Erkenntnisse zu ziehen. Kaum jemand verstand es, Geschichte so scharfsinnig zu interpretieren wie er, weshalb in diesem Buch häufig aus seinen Schriften zitiert wird. Kissingers Metternich kam mir allerdings zu perfekt vor, und ich wollte selbst herausfinden, ob er es wirklich war. Er schien keine Fehler zu machen. Erst als ich mich später selbst an dieses Buch wagte, merkte ich, dass Metternich sehr wohl Irrtümer unterliefen und dass die Zeit, die Kissinger behandelte, der Zenit von Metternichs Schaffen war. Kissinger hatte im hohen Alter den Wunsch geäußert, dass sich jemand mit Metternichs Erbe, dem Nachleben der Wiener Ordnung nach 1822, beschäftigen möge, um herauszufinden, wie sich die Wiener Weltordnung über die Jahrzehnte mit und ohne Metternich gehalten hat. Genau das versucht dieses Buch, erwachsen aus meiner Masterarbeit.

Die Familie Metternich

»Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherrn in sich begreift und alle bisher vereinzelt und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Ebenso geht es mit Nationen, deren sämtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen.«⁷

Johann Wolfgang von Goethe

»Um einen Mann zu verstehen, muss man wissen, was in der Welt geschah, als er zwanzig war.«

Napoleon Bonaparte

Der Aufstieg einer Familie

Nichts auf der Welt ist ungerechter, als sich nicht aussuchen zu können, in welche Familie man hineingeboren wird. Der beste Weg, herauszufinden, aus welchem Holz ein Mensch gemacht ist, liegt in der Beantwortung zweier Grundfragen: Welcher Gesellschaftsschicht entstammt er? Und: Welche Erfahrungen prägen ihn bis zum Erwachsenwerden, welche Lebensumstände und welche Haltung dazu formen ihn? Wie interpretiert er das, was ihm im Leben widerfährt, welche Überzeugungen entwickeln sich daraus, welche Entscheidungen trifft er als Reaktion darauf? All das ist der Schlüssel zum Verständnis einer Persönlichkeit.

Wie aber sah Metternichs Welt und die seiner Familie vor 250 Jahren aus? Die Gesellschaft Europas gliederte sich in drei Stände auf. An der Spitze der Ständepyramide stand der König oder Kaiser. Den ersten Stand bildeten die Geistlichen, die im 18. Jahrhundert immer noch über Einfluss und erhebliche Ressourcen verfügten. Der zweite Stand umfasste den Adel, dessen

7 Friedell 2009, S. 741

Vertreter über Güter, die dazu gehörigen Untertanen und Ländereien verfügten. Sie bildeten das Zentrum der weltlichen Macht und des Wohlstands. Der letzte, der dritte Stand, waren Bürger und Bauern, die zwar die Mehrheit bildeten, denen aber keine politische Teilhabe zustand. Macht zu besitzen hieß, Land zu besitzen. Je mehr man davon besaß, desto mehr Macht hatte man. Die unterste Schicht der Landeigentümer bildeten die kleinen adeligen Grundbesitzer mit eigenen Ländereien und Untertanen. Diverse Familiengüter waren wiederum in den größeren Staat eines Herzogs, Markgrafen, Fürsten eingebettet, der vom niederen Adel Steuern erhob und herrschte. Die Metternichs gehörten mit überschaubarem Grundbesitz zur untersten Adelschicht, zum niederen Adel.

Wie aber kamen Familien in den Besitz von Land, wenn sie keines hatten, wenn sie bei null anfangen mussten? Die Antwort lautet: Indem sich Großfamilien mithilfe zahlreicher männlicher Nachkommen der über ihnen stehenden Autorität als würdig und nützlich erwiesen. Die Metternichs vom Rhein waren strenge Katholiken des deutschen Kulturkreises, die sich früh entschieden, sich nur einer Großmacht, dem katholisch-deutschen Imperium der Habsburger, verpflichtet zu fühlen. Die Gelegenheit, deren Gunst zu erlangen, kam immer dann, wenn der Kaiser nach Unterstützung rief, um seinen geopolitischen Einfluss zu sichern. Am Rhein, einer Konfliktzone, war das oft der Fall. Die zahlreichen Metternich-Söhne kämpften an der Seite des Kaisers gegen Protestanten, Franzosen und Osmanen. Falls der Kaiser hierbei neue Territorien eroberte, benötigte er Vertrauensleute, die sie verwalteten. Und wem sonst sollte der Kaiser die Lehen übergeben als einer Familie, die bereit war, ihren Kopf für ihn zu riskieren?⁸

Das erste Stück eigenen Grundbesitzes gab den Vorfahren Metternichs die wirtschaftliche Grundlage, Kapital anzuhäufen, zahlreiche Nachkommen zu zeugen und neues Land zu kaufen. Jetzt galt es, am nächstgelegenen Hof lukrative Berufe zu ergreifen. Der nächste Hof war das geistliche Kurfürstentum Trier, in

8 Siemann 2016, S. 41

dem der Großteil des Grundbesitzes der Metternichs lag, dem sie zu Steuer verpflichtet und dessen Erzbischof sie unterstellt waren. Ihr Kurfürst war einer der Würdenträger, die den König und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches wählten, und somit eine außerordentlich einflussreiche Person. Die Metternichs, die Nähe der Macht suchend, sandten ihm seine Söhne, um Geistliche zu werden. Durch gute Vernetzung und mit etwas Geschick konnte man sich eines Tages selbst von den lokalen Bischöfen zum Kurfürsten wählen lassen.⁹ Diese entschiedene Loyalität der Metternichs der Kirche und dem Kaiser gegenüber währte über Jahrhunderte und sie traten den Beweis dafür jedes Mal aufs Neue an. Am Beginn des Dreißigjährigen Krieges, um 1619, verweigerten böhmische Vertreter in Frankfurt, einen Habsburger zum König zu wählen. Es war Kurfürst Lothar von Trier, ein Metternich, der sich gegen den protestantischen Kandidaten, Friedrich V., stellte. Da seine Stimme das Zünglein an der Waage war, verhalf sie dem Habsburger zum Wahlsieg. Zur Erinnerung an diesen bisher mächtigsten Vorfahren, der von 1599 bis 1623 Kurfürst und Erzbischof von Trier war¹⁰, erhielt Clemens seinen Drittnamen »Lothar«. Auch bei fünf anderen Kaiserwahlen stand die Familie immer hinter Österreich. Die Habsburger haben den Metternichs diese Loyalität nie vergessen. In allen Urkunden zu Standesbestätigungen oder -erhöhungen für Vorfahren von Clemens Wenzel von Metternich erinnerten die Kaiser daran.¹¹ Das zeigte, dass der Wille und die Disziplin zum schrittweisen sozialen Aufstieg die Metternichs über Generationen bestimmte. Jede Generation musste von Neuem dafür sorgen, auf dem erreichten Stand zu bleiben, um nicht durch das Aussterben einer Verwandtschaftsline, schlechtes Wirtschaften oder allzu zersplitterte Erbschaften auf der Gesellschaftsleiter absteigen zu müssen. All das gelang den Metternichs über mehrere Jahrhunderte.

Als Clemens Wenzel Lothar Metternich geboren wird, ist er bereits ein gemachter Mann. Die Strapazen, bei null anfangen zu

9 Ebd., S. 32

10 Kraehe I 1963, S. 6

11 Siemann 2016, S. 38, 41



*Beatrix von Kageneck (1755–1828),
Mutter von Clemens Metternich*



*Franz Georg von Metternich (1746–
1818), Vater von Clemens Metter-
nich sowie kaiserlicher Gesandter
und Minister der österreichischen
Niederlande*

müssen, wird er nicht erleben. Seine Eltern, Beatrix und Franz Georg, besitzen drei Güter. Das kleinere, etwa 33 Quadratkilometer groß, befindet sich in Königswart in Böhmen, das einzige, was sie territorial mit Österreich verbindet. Die Herrschaft »Winneburg«, der größte Besitz, liegt auf dem linken Moselufer nahe Cochem und das andere Gut, »Beilstein«, auf der gegenüberliegenden Moselseite. Alle Güter zusammen sind etwa 120 Quadratkilometer groß, beherbergen 6200 Untergebene und generieren jährliche Einnahmen von etwa 50 000 Gulden, die der Familie ein Leben auf großem Fuß ermöglichen.¹²

Ungeachtet dessen war Franz Georg von Metternich mit seinem überschaubaren Grundbesitz nur einer von 300 Nobelmännern im Heiligen Römischen Reich. Trotz ihrer generationsübergreifenden Leistung hatten es die Metternichs bloß zum Grafenstand gebracht. Für die Beletage, die der Fürsten, reichte

¹² Kraehe I 1963, S. 3

es nicht.¹³ Durch die Einnahmen aus den Gütern konnten sie sich zwar jeden Luxus leisten, die beste Bildung genießen und sogar sozial mit dem Hochadel verkehren. Clemens war unter anderem der Kindheitsfreund von jungen Prinzessinnen, die später Königinnen von Hannover und Preußen wurden. Mit dem künftigen König von Bayern, Prinz Maximilian von Zweibrücken, verband ihn eine Freundschaft. Aber ein Teil des Hochadels zu werden hieße, über seinem Stand zu heiraten, und das war selten.¹⁴ Franz Georg war ein fähiger Diplomat im Auftrag Wiens, aber letztlich weit davon entfernt, essenziellen Einfluss zu besitzen. Dass sein Sohn eines Tages die Geschicke des Habsburgerreichs lenken würde, hätte er sich nicht in seinen kühnsten Träumen vorstellen können. Was er sich aber vorstellte, war, seinen Jungen auf die Führung der Familie vorzubereiten.

Die Welt des jungen Grafen

Über dem Tor von Clemens' Geburtshaus in Koblenz prangt das Familienwappen mit den drei schwarzen Jakobsmuscheln. Von dort aus überblickt man Weingärten und verfallene Burgen. Der Rhein, der, wie Metternich selbst sagt, »durch seine Adern« fließt, ist wenige Gehminuten entfernt.¹⁵ In dieser Idylle erblickt Clemens 1773 das Licht der Welt. Das Aussehen dieses gräflichen Sprösslings, die lockig blonden Haare, seine schmalen Lippen, die leicht femininen Gesichtszüge, die filigrane Figur wurden ihm von seiner Mutter, gebürtige Beatrix von Kageneck, in die Wiege gelegt. Von ihr hatte er auch den messerscharfen Verstand, die intellektuelle Neugier, die geistige Tiefe, den Charme, die Feinfühligkeit, die Einfühlsamkeit und Milde. Seinem Vater Franz Georg verdankte er hingegen den Stolz eines Grandseigneurs, die Leichtigkeit und den unter Aristokraten ungewöhnlich breiten Zugang zur Bildung. Adelige Eltern hatten nicht viel

13 Ebd., S. 3–4

14 Ebd., S. 4

15 Ebd., S. 3

Zeit für ihre Kinder, Distanz ihnen gegenüber war üblich. Sie beschäftigten sich meist mit gesellschaftlicher Repräsentation, der Administration ihrer Güter und den daraus erwachsenden politischen Pflichten. Außergewöhnlich war, wie Clemens als Sohn trotz dieses Milieus mit Liebe und Aufmerksamkeit überhäuft wurde. Der Vater forderte den damals Zwölfjährigen auf, ihm Briefe zu schreiben. Einmal schrieb er ihm darin, dass es ihn freue zu sehen, wie sein Sohn sich nach der Gesundheit der Eltern erkundigte.¹⁶ An anderer Stelle riet er ihm, Wiederholungen von Gedanken und Ausdrücken zu vermeiden. Franz Georg unterzeichnete mit »dein aufrichtig wahrer Freund und treuer Vater«. Nicht bloß als sein Vater, als eine Autoritätsperson, sondern auch sein Freund. Die Aufklärung und die Verbürgerlichung der sozialen Verhältnisse drangen auch in diese Kreise ein. Mutter Beatrix liebte von allen drei Kindern ihren Erstgeborenen am meisten. Zwischen Mutter und Sohn war kaum Distanz zu spüren: »Mein teurer und vortrefflicher Clemens, Ihr seid mein Freund, mein Vertrauter, ich kann nicht sagen, wie glücklich ich mich fühle, Euch als mein Kind zu haben«, schrieb sie ihrem Jungen.¹⁷ In den Augen der Eltern sollte ihr Sohn ein gebildeter Mann am Hofe werden, geschult in exzellenten Umgangsformen, den Künsten, Geschichte, Staatskunde, Genealogie, Kameralwissenschaften, einigen Sprachen, im Reiten, Fechten und Tanzen, ein weltgewandter Kavalier eben.¹⁸ Das Ehepaar bereitete ihren Stammhalter früh darauf vor, dass er alles, was die Familie besaß, eines Tages übernehmen, verwalten und gestalten müsse. Es würde sie mit Stolz erfüllen, sagten sie ihm, damit sein Selbstbewusstsein steigernd, wenn sie ihm eines Tages dabei zusehen könnten, die Familie in eine bessere Zukunft zu führen. Welches Kind in diesem kritischen Alter würde daraus nicht ein gesundes Selbstwertgefühl entwickeln?

Es wundert nicht, wenn aristokratische Nachkommen mit einem ausgeprägten souveränen »Ich« auftreten. Die meisten

16 Siemann 2016, S. 61

17 Ebd., S. 61

18 Ebd., S. 63–64

Menschen kennen die Geschichte ihrer Familie kaum. Adelige Kinder wachsen darin auf, die Geschichte ihre Familie samt deren ruhmreichen Taten genau zu kennen und sich selbst als ein Teil von ihnen zu sehen. All das drängt einen geradezu danach, die Leistungen der Vorfahren nicht bloß nachzuahmen, sondern sie sogar noch zu übertreffen. Und neben die charakterliche Festigung und das Selbstbewusstsein, Graf einer respektierten Familie zu sein, setzten die Metternichs die Bildung als wichtigste Komponente, um ihren Sohn auf das Leben vorzubereiten.

Der Bildungsweg

Während die Eltern ihren Pflichten nachgingen, engagierten sie Hauslehrer, sogenannte Hofmeister, für ihre Kinder. Man musste klug auswählen, wem man seinen Nachwuchs anvertraute, weil es dessen Werdegang maßgeblich prägte. Franz Georg schätzte geistige Bildung und hatte in der Auswahl der Lehrer das letzte Wort: »Als Teutscher ist es immer eine wesentliche Erfordernis, auch in seiner Muttersprache nicht allein reden und schreiben zu können, sondern zugleich Letzteres in einem Grade zu besitzen, welcher einer ordentlichen Erziehung in Vorschriften [beim fortschreitenden Erwerb] der Sprache und Ausbildung entspricht, um sich über den gemeinen Haufen zu erheben. Viel Lesen und Schreiben wirkt hierin auf die Geisteskräfte, und um dieses in Ausübung zu bringen, werde ich mit dir, lieber Clemens, und deinem Bruder unseren Briefwechsel in Deutsch fortführen, wo Ihr übrigens mit Eurer Mutter solchen in französischer Sprache fortsetzen könnt«, schrieb er seinem Ältesten und gab Einblick darüber, was ihm wichtig war.¹⁹ Nach längerem Nachdenken fiel seine Wahl auf Johann Friedrich Simon, einen ursprünglich protestantischen Theologen, der aber den pädagogischen Fortschritt der Zeit verkörperte. Simon war kein gewöhnlicher Erzieher, er war ein Jakobiner, der nach Einbruch der Revolution nach Paris gegangen war, um für die Revolutionsregierungen zu arbeiten.

19 Ebd., S. 65

Franz Georg und Beatrix wussten von seinen Ansichten. Die Mutter wehrte sich vehement gegen seine Ideen und auch gegen die Anstellung. Franz Georg aber hielt an ihm fest.²⁰ Den Vater und den Hofmeister einten die Prinzipien der Aufklärung. Religion war für sie eine moralische, keine dogmatische Instanz und überwand im Austausch mit anderen die Standesschranken. Es entbehrt damit nicht einer gewissen Ironie der Geschichte, dass es gerade ein Revolutionär war, der den größten Antirevolutionär des 19. Jahrhunderts erzog!

Simon begleitete Clemens von seinem dreizehnten Lebensjahr bis zum Abschluss seiner Studien mit neunzehn Jahren.²¹ Der Hofmeister war ein unkonventioneller, aber geistig fähiger Kopf. Simon sprach von Gott als höchstem Wesen. Die Bibel solle man als historische Schrift auffassen, die der Korrektur bedürfe, da man heute die »Natur des Menschen« besser kenne. Gottes Werk, die Welt, werde nicht durch die Heilige Schrift erklärt, sondern durch das Erforschen ihrer Gesetze: Für ihn waren Adam und Eva große Kinder, die den Weg der Erkenntnis durch Erfahrung und Reflexion erst erlernen mussten. Es war nicht die Erbsünde, die die beiden zum Fehlverhalten animierte, sondern mangelnde Erfahrung. Alles in allem, so Simon, ist die Menschheitsgeschichte ein göttliches Erziehungsprojekt. Vertrieben aus dem Paradies, lernt der Mensch, sich die Erde untertan zu machen, und erfährt dabei den Einfluss Gottes auf die Dinge der Natur.²² Während er ums Überleben kämpft, kommt mit der Erfahrung auch die Reflexion: »Die Erfahrung und das Denken sind die einzigen großen Kräfte, die den menschlichen Geist bilden«, sagte er dem Heranwachsenden.²³ Christentum und vernünftige Philosophie sind daher miteinander vereinbar. Zweifellos muss dieser unkonventionelle Denker und Pädagoge Eindruck auf den jungen Schüler gemacht haben. Nicht in der Weise, Metternich in eine gewisse geistige Richtung zu drängen, sondern als Impulsgeber,

20 Kraehe I 1963, S. 9

21 Ebd.

22 Siemann 2016, S. 66

23 Ebd.

selbständig und kritisch zu denken. Das bedeutete bei religiösen, gesellschaftlichen Phänomenen grundsätzlich, immer nach ihren historischen Ursprüngen zu fragen, zu forschen, um der Wahrheit immer weiter näherzukommen. Erkenntnis, so Simons Conclusio, erlangt man nicht durch religiöse Dogmen, durch die starre Auslegung der Schriften, sondern durch Anwendung von Vernunft und Empirie. Das Denken, Gottes Spuren in der Natur zu erforschen, sowie jede Wertung und Handlung einer kritischen Prüfung zu unterziehen, ermöglichten dem jungen Metternich ein gewaltiges Maß an freiem, unabhängigem Denken, das diesem Jungen den breiten geistigen Horizont erst ermöglichte.²⁴ Mit einem bildungsbewussten Vater, den natürlichen Anlagen seiner Mutter und einem Erzieher wie Simon sowie dem familiären Vermögen war der Grundstein gelegt, eine herausragende Karriere zu machen.

Der erste Schritt war das Studium an einer Universität. Auch hier hatten die Metternichs nur die besten Einrichtungen für ihre Sprösslinge im Auge. Clemens war fünfzehn Jahre alt, als er mit seinem Bruder Joseph samt Entourage nach Straßburg aufbrach, wo sich eine Universität befand, die den Ruf hatte, die diplomatische Kaderschmiede Europas zu sein.²⁵ Aus diesem Grund war sie bei adeligen Söhnen aus ganz Europa beliebt. Der dortige Abschluss versprach gutbezahlte Stellungen an den Höfen. Einer der prominentesten Studenten war Johann Wolfgang von Goethe, der hier 1770/71 Rechtswissenschaft studiert hatte. Das Rheinland dieser Zeit prägte sowohl die deutsche wie auch die französische Kultur. Die Adeligen lernten und sprachen Deutsch wie Französisch. Der Tagesablauf der zwei Studenten war durchgetaktet wie der von Erwachsenen. Vormittags besuchte man Vorlesungen, dann arbeitete man mit den Hofmeistern bis 12.00 Uhr Mittag. Um 14.00 Uhr fand der Kurs in Naturgeschichte statt, ein weiterer dann in der Experimentalphysik. Um drei Uhr nachmittags war Violinstunde, um vier wurde Geschichte gelernt. Die Donnerstage und Samstage waren frei. Beide Söhne baten ihren Vater

24 Ebd., S. 67

25 Ebd., S. 69



Christoph Wilhelm von Koch (1737–1813), Metternichs Hochschullehrer für Staatsrecht und Geschichte

deshalb inständig darum, er möge ihnen ein Abonnement für das Theater zusätzlich bezahlen, weil das Geld, das er ihnen mitgab, dafür nicht vorgesehen war.²⁶ Während die Zöglinge ihren Pflichten nachgingen, sah ihnen Simon über die Schulter, notierte sich jedes einzelne Detail und berichtete in einem Schreiben über ihre charakterlichen und geistigen Fortschritte. Darin hob er Clemens sensitives Gemüt hervor, weil er zu oft weinte, obwohl er die Herausforderungen des Lebens mit einer gewissen Festigkeit ertragen müsste.²⁷ Simon gelang es aber, den Ehrgeiz von Clemens anzustacheln, sodass er beim Schwimmen bald »aus pique d'honneur heroische Courage entwickelt und den jüngeren, anfangs überlegenen Bruder weit hinter sich läßt«.²⁸ Im universitären Milieu, im Verkehr mit der Gesellschaft, tauchten erste Bemerkungen zum Wesen des künftigen Familienoberhauptes auf. »Froh, schön und liebenswürdig« wächst Clemens »zur Freude unseres Hauses St. Louis und der ganzen Gesellschaft heran, die wir besuchen.« Seine Schwester Pauline lobt den »Charakter und das gute Herz« in ihm.²⁹ Am Heranwachsenden kristallisierte sich früh bereits die graziöse, liebenswürdige, weiche Seite heraus.

26 Srbik I 1956, S. 67

27 Ebd., S. 66

28 Ebd.

29 Srbik I, S. 67

In den Vorlesungen lauschte Clemens gemeinsam mit der nächsten Generation an Adelligen zwei Jahre lang den Vorlesungen Christoph Wilhelm von Kochs, eines berühmten Lehrers für Staatsrecht und Geschichte. Wesentlich dabei war, dass der Professor Metternich dazu anregte, ein philosophisches Fundament zu legen. Die Geschichte, so Koch, lehre nicht bloß durch Fakten, sondern auch durch ihre Interpretation. Der Handelnde müsse die Vergangenheit richtig interpretieren können, bevor er ein Urteil über die Gegenwart fälle, und daraus seine Schlüsse für die Zukunft ziehe. Koch lehrte Metternich eine historische Methode, eine Art zu denken, die ihn ein Leben lang begleiten sollte: »Es gibt gewisse Grundsätze oder Regeln des Verhaltens, die ewig wahr bleiben, weil sie der unveränderlichen Natur der Dinge gemäß sind. Wer die Geschichte studiert, sammelt diese Grundsätze, und kann auf solche Art sich selbst ein System der Sittenlehre und Politik bilden. [...] Die Personen besonders, welche sich dem Studium der Politik widmen oder zur Leitung öffentlicher Angelegenheiten bestimmt sind, entdecken in der Geschichte die Triebfedern der Regierungen, ihre Fehler und ihre Vorzüge, ihre Stärken und ihre Schwächen; sie finden darin den Ursprung und den Fortgang der Reiche, die Grundsätze, welche dieselben emporgebracht, und auch die Ursachen, welche ihren Fall vorbereitet haben«, trug er den Studenten vor.³⁰ In diesem geistigen Umfeld, das die Suche nach Wissen förderte, verbrachten die zwei Brüder zwei Jahre des Studiums, bevor sie zum letzten Studienort aufbrachen.

1790, mit siebzehn Jahren, wechselte Clemens an die Universität in Mainz, wo er sein Wissen vertiefen sollte. Bei seiner Ankunft nahm er im Hörsaal auf den knarrenden Holzbänken Platz. Professor Nicolaus Vogt, Historiker und konservativer Staatstheoretiker, betrat den Raum zur Vorlesung. Seine Lehren verpackte er gerne in Anekdoten. Karl V., so der Professor, habe über ein Reich geherrscht, in dem die Sonne nie unterging. Auf dem Tisch in seinem Zimmer hätten dreißig Uhren gestanden, von denen keine die exakt gleiche Zeit anzeigte. Ein

30 Siemann 2016, S. 72–73

tollpatschiger Diener habe sein Zimmer betreten und sie alle auf den Boden gestoßen. Das habe den Kaiser zum Lachen gebracht: »Du bist glücklicher als ich; du hast das einzige Mittel gefunden, sie gleichgehend zu machen.« Diese Uhren standen sinnbildlich für die unterschiedlichen Staaten, über die er herrschte, bei denen es ihm trotz aller Bemühungen nicht gelang, sie politisch zu vereinheitlichen. Keine Uhr tickte wie die andere, und so sei es auch mit den Gesetzen. Eine einzige Verfassung für alle Staaten und Menschen sei ein Trugschluss, denn »ein jeder Gesetzgeber müßte eine jede Familie, jede Provinz, jedes Land kennen, und ihnen sonach besondere Gesetze geben, oder er giebt nur solche Gesetze, welche einzelnen Landes- und Distriktgesetzen zu Hilfe kommen«³¹, so Vogts Moral der Geschichte. Kein Mensch sei wie der andere, und, weil sie unter unterschiedlichen Bedingungen lebten und andere Gedanken entwickelten, sich in ihnen zurechtzufinden, hätten sie auch unterschiedliche Gesetze, Kulturen und Staaten geschaffen. Die Staaten, die sich aus ihren naturgegebenen, unterschiedlichen Umständen herausbildeten, konkurrierten untereinander um die Vorherrschaft über die jeweils anderen. Die friedliche Lösung könne nur das Gleichgewicht der Mächte sein: »Es wurde nämlich unter den europäischen Völkern angenommen: keines unter ihnen so mächtig werden zu lassen, daß man ihm ferner nicht mehr widerstehen könne; diesem zufolge hat man unter den Staaten ein gewisses Gleichgewicht von Macht statuirt, und in allen damals bestehenden und künftig noch erwirkten Friedensschlüssen darauf Rücksicht genommen. Nach diesen Maximen und Friedensschlüssen war der Reichtum und die Macht von Europa unter größere, aber wenige, und unter kleinere, aber mehrere Staaten gleich vertheilt«³², sprach der Professor. Diese Gesellschafts- und Rechtsordnung gegenseitiger Verpflichtungen, dem Gleichgewicht der Mächte, sei in seinen Augen historisch entlang den Bedürfnissen der Menschen gewachsen. Die Abschaffung dieses Prinzips würde grenzenloses Chaos, ein Gemetzel auf dem europäischen Kontinent auslösen. In Europa

31 Böttcher 2019, S. 209

32 Ebd., S. 211

sei es über Jahrhunderte keinem gelungen, die Vorherrschaft über alle zu erreichen. Man müsse Kompromisse schließen, mit der relativen Unsicherheit leben und sich in der Suche nach Ausgleich begegnen. Deshalb erzeuge dieses europäische Prinzip nichts Besseres als das Heilige Römische Reich mit seinem Kaiser an der Spitze. Dieses Reich sei ein Sammelsurium verschiedener Territorien und ihrer jeweiligen Herrscher. Jeder von ihnen sei darauf bedacht, seine Souveränität unter allen Umständen zu wahren oder zu erweitern. Da es im Zentrum des Kontinents liege, versuche jede umliegende Großmacht aus allen vier Himmelsrichtungen, sich der Ressourcen dieses kolossalen, aber politisch losen Reiches zu bemächtigen. Weil allen Großmächten klar sei: Wer über das Herz Europas herrsche, herrsche über die Welt. Jedes Mal, wenn jemand versuchte, sich dessen zu bemächtigen, bilde sich eine Koalition, die den Angreifer in die Flucht schlage. Wenn Preußen im Norden Territorien von kleinen Souveränen annekieren wollte, so unterstützten Frankreich, Habsburg und alle anderen im Reich die Verteidiger. Wenn Habsburg im Süden auf Kosten kleinerer, süddeutscher Fürsten expandieren wollte, hielten Frankreich, Preußen und der Rest des Reiches dagegen. Wenn Frankreich aus dem Westen dasselbe versuchte, so taten sich alle anderen dagegen zusammen. Das Heilige Römische Reich sei die Summe seiner Teile und arbeite als Einheit immer dann zusammen, wenn jemand von außen die Einzelnen gefährde. Man eile dem Verteidiger zur Hilfe, weil man, bei Erfolg des Angreifers, der nächste auf der Speisekarte sein würde. In gewisser Weise sei das Heilige Römische Reich ein Bienenstock. In Friedenszeiten gehe jede Biene souverän ihren eigenen Pflichten nach, griffe man eine an, schwärmten alle als Einheit heraus, um den Stock zu retten, weil man sich letztlich damit selbst rettete. Die einzige Alternative zur Balance könne daher nur das Chaos sein. Deshalb erschiene ihnen nichts natürlicher als der Ausgleich, weil die Alternative die eigene Vernichtung bedeuten würde.

Die Vorlesungen, insbesondere dieses Professors, hinterließen beim jungen Metternich bleibende Spuren. Clemens' Bemerkungen im Saal fielen auf, woraufhin Vogt ihn und andere Schüler zu Diskussionen bei sich zu Hause einlud, was für jeden Studenten

eine große Ehre war. Das historische Vorwissen, das Koch Metternich gegeben hatte, wurde bei Vogt gefestigt und erlangte Tiefe. Die Geschichte wurde zur Leitwissenschaft für das Durchdringen staatswissenschaftlicher Zusammenhänge, da man politische Probleme historisch analysierte, um die Gegenwart zu verstehen, aus der heraus man in die Zukunft eingriff.³³ Was er hier lernte, begleitete ihn bis zu seinem Lebensende. Keine Philosophie entsprach mehr seinem Wesen, seiner Abstammung, seinem Reich, dem Verständnis von historisch gewachsenem Naturrecht als diese. Der Professor sagte ihm kurz vor Abschluss seines Studiums: »Ihr Verstand und Ihr Herz sind auf gutem Wege; beharren Sie darauf auch im praktischen Leben, die Lehren der Geschichte werden Sie dabei leiten. Ihre Laufbahn, so lang sie auch sein mag, wird Sie nicht das Ende des Brandes sehen lassen, der den großen Nachbarstaat verzehrt. Wollen Sie sich nicht Vorwürfen aussetzen, so verlassen Sie nie den geraden Weg. Sie werden angebliche große Männer im Laufschrille an Ihnen vorüberkommen sehen; lassen Sie sie ziehen, und weichen Sie nicht von Ihrer Straße ab; Sie werden sie einholen, und wäre es auch nur, weil Sie sich mit ihnen auf deren Rückzugsbewegungen kreuzen werden!«³⁴

Wie bedeutend ihm dieser Lehrer war, zeigt eine Geste. Auf Metternichs Schloss in Johannisberg, das er für seine Erfolge auf dem Wiener Kongress vom Kaiser geschenkt bekam, ließ er Nicolaus Vogt bestatten. Die Grabschrift lautet: »[...] dem treuen Verfechter des alten Rechts, [...] dem eifrigen Beförderer der heimathlichen Geschichte widmet diesen Grabstein sein Freund und dankbarer Schüler C. W. L. Fürst von Metternich«.³⁵ Gerade zu dem Zeitpunkt, als Metternich seine letzten Studien abschloss und sein geistiges Fundament gelegt worden war, zerbrach fast von einem Tag auf den anderen die Welt seiner Familie.

33 Siemann 2016, S. 75

34 NP I DE, S. 14, 15

35 Böttcher 2019, S. 204

Revolution und Flucht nach Wien

Eine Woche nachdem die Bastille gestürmt worden war, beobachtete Metternich aus sicherer Entfernung, wie ein in seinen Augen gesetzloser Mob ins Straßburger Rathaus einbrach, in den Weinkeller lief und sich sinnlos betrank.³⁶ In Straßburg und Mainz begegnete er der revolutionären Anhängerschaft, erlebte ihre ersten Auswüchse. Parallel dazu wurde 1792 Kaiser Franz II., der Metternich später zum Außenminister bestellen wird, zum Heiligen Römischen Kaiser gekrönt. Die Realität schien sich in zwei aufzuspalten. Auf der einen Seite erhoben sich die Massen in einem der mächtigsten Länder des Kontinents und begannen, dem jahrhundertealten Feudalismus ein Ende zu setzen. Auf der anderen Seite kürte man nur wenige Hundert Kilometer weiter im Osten einen Kaiser mit allem seit Jahrhunderten üblichen Pomp. Metternich sah mit eigenen Augen, wie die Revolution bis dahin wohlstuierte Adelige zu Bettlern machte, die sich gerade noch mit dem letzten Hemd am Leib über die Grenze retteten: »Emigrierte begannen bereits nach dem Sitze jenes Reiches zu strömen, das während so vieler Jahrhunderte als Schutzwall gegen eine Bewegung, deren Ursprung man weit vor dem Ausbruche von 1789 suchen muß, gedient hatte. [...] Mein Geist war damals zu jung, um die Wechselfälle dieser düsteren Zukunft zu ergründen; von der Gegenwart umfassen, erfaßte ich mit der ganzen Kraft der Eindrücke des Jugendalters nur den Gegensatz zwischen dem von den ersten Regungen des Jacobinismus besudelten Lande, welches ich soeben verlassen hatte, und dem Orte, an dem die menschliche Größe sich mit einem edlen Nationalgeiste verband. [...] Die Krönung eines römischen Kaisers zu Frankfurt war gewiß eines der erhabensten und gleichzeitig prachtvollsten Schauspiele, welche die Welt gesehen. Alles, bis zum Geiste und zum Herzen, ebenso durch die Macht der Überlieferungen, wie

36 Kraehe I 1963, S. 12

durch die Vereinigung von so viel Herrlichkeit.«³⁷ Die Kontraste der Realitäten erschütterten das Weltbild des jungen Grafen.

Kein unter Zwanzigjähriger ist in der Lage, ein Ereignis wie dieses auch nur im Ansatz zu analysieren. Was er aber augenblicklich fühlte, war eine Abneigung gegen all das, was er sah. Es käme ihm nie in den Sinn, Revolutionär zu werden, würde er sich doch gegen alles wenden müssen, woher er kam und was er war: »Die französische Revolution nahm ihren Anfang. Von diesem Augenblicke an war ich ihr steter Zeuge, dann ihr Gegner, und bin es immer geblieben, ohne daß ich jemals durch ihren Strudel mich habe fortreißen lassen. [...] Die Lehren des Jacobiners und der Appell an die Volksleidenschaften flößten mir einen Ekel ein, den Alter und Erfahrung in mir nur verstärkt haben.«³⁸ Die Revolution zwang ihn, nach geistiger Orientierung zu suchen. Noch hatte dieser junge Mann kein festes Weltbild entwickelt.

Die Ereignisse und seine Neugier animierten ihn, zu lesen, Wissen anzuhäufen. Rastlos verschlang Metternich alles, was er in die Hände bekam, Belletristik, Zeitungen, Bücher, historische Texte, Briefe, später sogar Pamphlete seiner Gegner und vor allem viele Akten. Ob im Zimmer oder auf Reisen in der Kutsche, überall fand er Platz zum Lesen und Schreiben. Bücher halfen ihm dabei, nach Erkenntnis zu suchen. Von der französischen Verfassung von 1791 erwarb er ein gedrucktes Exemplar, las es und versah es mit handschriftlichen Notizen. In einem Manifest zur Verfassung von 1793 markierte er sich insbesondere die adelskritischen Stellen, die darauf hinausliefen, dass der Sohn eines Bauern genauso gut Minister oder Erzbischof werden könne wie ein Sohn aus dem Hochadel.³⁹ Seine Suche nach einem Weltbild nahm vorerst ein Ende, als der britische Staatsmann Edmund Burke seine zum Bestseller gewordenen *Reflections on the Revolution in France, And on the Proceedings in Certain Societies in London Relative to that Event* (1790) veröffentlichte. Das Buch, das zum Glaubensbekenntnis der

37 NP I DE, S. 11

38 Ebd., S. 9, 10

39 Siemann 2016, S. 104–105

Konservativen wurde, legte Metternich nicht mehr aus der Hand und markierte einige Stellen darin.⁴⁰ Zum ersten Mal, wie für so viele andere in seiner Zeit, fand er eine Philosophie vor, die ihm in weiten Teilen aus der Seele sprach. Burkes Konservatismus sollte Metternich, der viel Zeit in England verbringen und oft als Zuhörer an Parlamentsdebatten teilnehmen sollte, geistig anregen. Burke schrieb, Rechte und Pflichten, Freiheiten und Privilegien von Ständen seien historisch gewachsen. Das Frankreich vor der Revolution sei keine Willkürherrschaft gewesen, geprägt von Ausbeutung und Unterdrückung durch den Adel, sondern eine soziale Ordnung, in der jeder gewusst habe, welche Pflichten und Rechte er hatte. Wenn Privilegien missbraucht wurden, dann müssten Reformen initiiert werden, die die Ausgewogenheit einer Gesellschaft wiederherstellten, anstatt den Staat aus den Angeln zu heben und seine Oberschicht zu vernichten. Reformen müssten insgesamt vorsichtig, organisch, langsam und der historischen Tradition folgend vollzogen werden.⁴¹ Statt sich, wie viele andere, den Revolutionären plump in den Weg zu stellen und mit leidenschaftlichem Getöse in den Kampf zu ziehen, tat Metternich etwas anderes, was Einblick in sein Wesen gab: »Ich fühlte, die Revolution würde der Gegner sein, den ich fürder zu bekämpfen hätte, und so verlegte ich mich darauf, den Feind zu studieren und mich in seinem Lager zu orientieren. Ich besuchte die juridischen Vorlesungen und kam in Berührung mit Professoren und Studierenden aller Farben. Wie auf allen Universitäten hatte sich auch auf jener zu Mainz der Geist der Neuerung entfaltet.«⁴² Um etwas zu erreichen, müsse man seinen Gegner studieren, sich in seinen Kopf versetzen können, alles Eigenschaften, die einen exzellenten Diplomaten ausmachen. Der junge Graf wollte verstehen, war auf der Suche nach Wissen, Erkenntnis und Sinn. Als Metternich im Oktober 1793 erfuhr, dass die französische Königin, Marie Antoinette, hingerichtet worden war, schrieb er: »Krieger! Euer Mut, eure

40 Ebd., S. 141

41 Siemann 2016, S. 139

42 NP I DE, S. 13–14

Tapferkeit bedarf keiner Anfeuerung; verdoppelt aber den Eifer, die Begierde, die grässlichste Schandtat, das Blut Maria Theresiens an den Ungeheuern zu rächen, welche euch bekriegten. Maria Antonia von Österreich, Königin von Frankreich, haben sie ermordet, die Unschuld schlachteten sie auf dem Schafott, der Stätte des Lasters. Verderben über die Häupter dieser gottvergessenen Mörder, der Mörder ihrer Könige und ihres Vaterlandes. Das Blut eurer unsterblichen Theresia, Österreichisches Blut floss auf dem Schafott!! Höret seine Stimme, es forderte euch zu Rächern, und Rache bis in den Tod rufen euch Himmel und Erde! Tapfere Verteidiger eurer rechtmäßigen Monarchen, ruhet nicht, ehe sein Ruf erfüllt ist!«⁴³ Man liest einen jungen, aufgebrachten, leidenschaftlichen Metternich. Jemanden, der noch nicht gelernt hat, dass man nur mit kühlem Verstand die Ziele des Herzens erreichen kann. Es wird die einzige emotionale politische Schrift sein, die er je verfasst hat. Bisher war Metternich bloß Beobachter der Französischen Revolution, 1794 wurde er ihr Leidtragender.

Französische Truppen marschierten im Ersten Koalitionskrieg (1792–1797), für dessen Ausbruch sowohl die antifranzösische Koalition mit Preußen und Österreich an der Spitze als auch das revolutionäre Frankreich verantwortlich waren, über den Rhein und annektierten den gesamten Besitz der Metternich-Familie. Die Metternichs flüchteten mit dem, was sie noch hatten, nach Wien. Während der Kutschfahrt blickte Clemens nachdenklich aus dem Fenster. Von heute auf morgen alles zu verlieren, sich nicht mehr der Zukunft sicher zu sein, das jagte dem jungen Mann Angst ein. Die Güter, die jährlichen Umsätze, das Geburtshaus, der Beruf des Vaters als Minister in den österreichischen Niederlanden, alles, was sich Generationen von Metternichs aufgebaut hatten, war verloren. Sie mussten froh sein, lebend entkommen zu sein. Vor den Trümmern seines jungen Lebens stehend, spielte Metternich mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern. Das Einzige, was ihn davon abhielt, war sein Pflichtbewusstsein. Eine ewige Schande wäre

43 Siemann 2016, S. 130

es gewesen, sich als künftiger Stammhalter auf einen anderen Kontinent abzusetzen und der Familie in der Not den Rücken zu kehren.⁴⁴ In Wien angekommen, begegnete die Hocharistokratie den Metternichs mit schierer Abschätzigkeit. Erbärmliche Bettler waren sie in ihren Augen. Aber Zeit für Mitleid gab es nicht, das Leben musste weitergehen. Die Familie sammelte und richtete sich neu aus. Franz Georg und Mutter Beatrix waren durch seine Gesandtschaftstätigkeit in Wien bestens vernetzt. Auch beim Kaiser trafen sie auf ein Wohlwollen, das sich ihre Familie über Jahrhunderte erarbeitet hatte. Denn Loyalität ist wie ein Versprechen, das seinen Wert erst dann offenbart, wenn die Zeiten sich verschlechtern.

Allein darauf konnte sich die Familie aber nicht verlassen. Die einzige Lösung, die sie selbst in der Hand hatten, aus der Misere herauszukommen, war, den angehenden Stammhalter mit einer Braut aus der Hocharistokratie zu verheiraten. Durch das simple »Ja«-Wort einer Frau dieses Ranges würden sich all ihre Sorgen in Luft auflösen. Die Familienfinanzen wären konsolidiert und der junge Graf hätte Zugang zu den besten Posten des Kaisertums.⁴⁵ Das war ein ambitionierter Plan. Das Problem war, dass die Metternichs nur noch ihren Grundbesitz in Königswart hatten, der unbeträchtlich war. Die Ehe war damals in erster Linie eine Zweckgemeinschaft. Man heiratete, um das Vermögen zu erhalten, zu erweitern und Nachkommen zu zeugen. Wenn Liebe hinzukam, war das schön, wenn nicht, dann war jedenfalls der Hauptzweck erfüllt. Wie aber sollte Clemens eine Frau aus besten Kreisen heiraten, wenn er ihr Materielles bieten musste, das er nicht besaß? Eine Frau, die sich entscheidet, einen gesellschaftlich unter ihr stehenden Mann zu heiraten, obwohl betuchtere Bewerber vor der Tür stehen, wäre eine Sensation. Aber nichts Geringeres als das war das Ziel. Franz Georg und Beatrix konnten dem jungen Clemens Türen öffnen, bei ihm allein blieb es, das Herz der Auserwählten zu erobern. Clemens hingegen fiel nichts leichter als das. Als Salonlöwe bezauberte er die Damen mit seinen

44 Ebd., S. 156–157

45 Ebd., S. 176



*Eleonore von Kaunitz (1775–1825),
die erste Ehefrau von Clemens von
Metternich*

Manieren, seinem Geist, Charme und seiner Eloquenz. Er wusste mit den Worten spielerisch umzugehen, Menschen in seinen Bann zu ziehen.

Nach zahlreichen Einladungen in Wien lernte Clemens eines Tages Eleonore von Kaunitz kennen, die seine Mutter bereits seit längerem im Blick hatte. Sie stammte aus der Kaunitz-Familie, war eine Enkelin des legendären Habsburger Staatskanzlers Graf Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg, der der wichtigste Berater Maria Theresias gewesen war. Sie war dazu noch das einzige lebende Kind von Ernst Christoph von Kaunitz-Rietberg und damit eine reiche Erbin. Clemens hielt sich mit 22 Jahren für zu jung, um zu heiraten.⁴⁶ Metternich aber widersprach seinen Eltern nie, noch findet man in irgendeinem Brief ein kritisches Wort über sie. Dem Rat der Eltern folgend, warb Clemens um Eleonore, aber er war nicht der einzige Bewerber. Franz de Paula Karl Graf von Colloredo-Waldsee, der ehemalige Erzieher von Kaiser Franz I., setzte sich bei ihrem Vater für eine Heirat mit einem Sohn der reichen Familie Pálffy ein.⁴⁷ Eleonore wollte jedoch den jungen Pálffy-Sprössling nicht. Sie fand Clemens reizender. Eleonore von Liechtenstein, Tante von Eleonore Kaunitz und eine einflussreiche Hofdame, wusste, dass ihre Nichte in

⁴⁶ Ebd., S. 176

⁴⁷ Corti 1949, S. 34

der Wahl des künftigen Gatten über den charakterlich schwächeren Vater obsiegen würde. Beim Vergleich beider Bewerber erkannte sie, wieso sie den Metternich dem Pálffy vorzog: »Es ist einer von den jungen Leuten, in die ein Mädchen sich rasch verliebt [...], denn er ist scheu und unternehmend zugleich.«⁴⁸ Bei einem gemeinsamen Spaziergang legte Eleonore ihrer Tante ein Geständnis ab: »Ich habe eine Schwäche für Clemens Metternich. Er gefällt mir ausnehmend gut und ich habe Vertrauen zu ihm. Er ist sehr gebildet, dabei verständig und gemäßigt, immer Herr seiner selbst, mag keine Romane, sondern zieht ihnen ernste Bücher vor. Dabei ist er auch religiös und meinem Vater anhänglich. Von allertiefster Verehrung für meinen Großvater erfüllt. Ihn könnte ich lieben und ihm eine gute Frau sein, viel, viel mehr als Pálffy. Bitte, sprich mit meinem Vater darüber.«⁴⁹

Da in Wien kein Geheimnis sicher war, verbreiteten sich Eleonores Präferenzen wie ein Lauffeuer, woraufhin sich ein starker Gegenwind gegen das Vorhaben dieser Ehe bildete. Der junge Graf spürte ihn mehr, als ihm lieb war. Wo Clemens auch auftauchte, alle tuschelten über die schlechte finanzielle Lage seiner Familie. Was dachte er, wer er war? Ein mittelloser Neuankömmling schwang sich plötzlich auf, in eine Familie einzuheiraten, die zu den 300 mächtigsten Familien im Imperium gehörte? Das durfte nicht sein. Clemens blieb trotzdem standhaft und ließ nicht locker: »Der getreue Kienmayer [Eleonores Sekretär] schreibt mir auf Deinen Befehl, daß sich in Wien alles gegen mich entfesselt. Ich könnte mir fast irgendwelche Bedeutung beimessen, wenn ich die Ruhe bedenke, die all die Beller gehalten, solange ich anwesend war; und auch wenn ich nicht eine Menge Wetterfahnen gleichender Menschen kennen würde, die ein Atemzug in Bewegung setzt und die Lärm machen, wenn sie sich drehen, ohne deswegen mehr Schaden zu tun. Zum einen Ohr hinein und zum anderen hinaus, bellen lassen, und seinen geraden Weg gehen ist das einfachste Spiel, das die Leute am meisten außer Fassung bringt. Wenn nur Du, meine beste Freundin, mich liebst

48 Ebd., S. 35

49 Ebd., S. 36

und Dein Vater mir seine Güte bewahrt, spotte ich aller anderen. Du wirst mich niemals anders kennen, als so, wie Du mich gesehen hast, ohne Falsch und Prunk, einzig vom Wunsch beseelt, Dich zu lieben und von Dir geliebt zu werden«⁵⁰, schrieb er seiner Auserwählten. Clemens kämpfte um diese Ehe und eroberte ihr Herz: »Vergessen Sie mich nicht gänzlich und bedenkt, wenn ich auch nicht so schön bin, nicht so liebenswert bin, ich Sie mehr liebe als alle Menschen, die Sie kennen, die Sie gekannt haben und die Sie kennen werden.«⁵¹ Als Eleonore den Gegenwind immer stärken werden sah, tat sie etwas, was ein entschlossener Mensch, der weiß, was er will, tun muss: Sie setzte sich über alle hinweg, indem sie vollendete Tatsachen schuf. Über Kienmayer sandte sie dem jungen Clemens ein Billett zu, worin sie erklärte, seine Frau werden zu wollen und bat ihn, bei ihrem Vater um ihre Hand anzuhalten. Damit war die Ehe besiegelt.⁵²

Nach nur einem Jahr nach der Ankunft in Wien heiratete Clemens Metternich in die höchsten Kreise der Gesellschaft und nabelte sich damit von seiner alten Familie ab. Die finanziellen Sorgen waren passé. Die Wiener Elite hatte keine andere Wahl mehr, als sich mit ihm zu arrangieren, weil er nun ein Teil von ihr war. Mögen wird er diese Kreise nie, nur Verachtung für sie übrighaben. Seine Ehe war eine Zweckgemeinschaft, aber er lernte seine Frau, die ihm sieben Kinder schenken wird, mit der Zeit zu lieben: »Mir war unlieb, mich verheiraten zu müssen; mein Vater wünschte es, und ich tat nach seinem Willen. Heute bin ich weit davon entfernt, es zu bedauern. Meine Frau ist vortrefflich, geistreich, und alle Eigenschaften finden sich in ihr vereint, die das häusliche Glück begründen. [...] Meine Frau ist niemals hübsch gewesen, liebenswürdig ist sie nur für gute Bekannte. Wer sie wirkliche nahe kennt, muss sie lieben; die große Menge findet sie steif, unerfreulich, und dies ist genau, was sie bezweckt. Nichts in der Welt gibt es, das ich nicht für sie zu tun bereit wäre«,

50 Ebd., S. 42

51 Siemann 2016, S. 176

52 Corti 1949, S. 38

gestand Metternich einer seiner Geliebten.⁵³ Als er diese Worte zu Papier brachte, wusste er ganz genau, was er seiner Frau alles zu verdanken hatte. Wäre sie nicht gewesen, wäre er nie so schnell der zweite Mann im Imperium geworden. Es war ausschließlich die Vermählung mit Eleonore, die ihm in Windeseile alle Türen öffnete, eine der spektakulärsten politischen Karrieren des 19. Jahrhunderts einzuschlagen.

53 Siemann 2016, S. 176

Das österreichische Imperium

»Die österreichische Monarchie besteht aus fünf oder sechs [...] verschiedenen Konstitutionen. Was für eine Vielfalt, an Kultur, an Bevölkerung und an Kredit! Der Kaisertitel bringt keinen einzigen Mann und keinen Kreuzer mit sich. Er muss sogar mit seinem Reiche verhandeln.«⁵⁴

Prinz Eugen von Savoyen (1683–1714)

»Der Geist dieses Landes ist so schlecht [...], dass wir, während unsere Truppen im Ausland beschäftigt sind, einen gefährlicheren Feind zu Hause haben.«⁵⁵

Kaiser Joseph II. (1764–1790)

»Wenn jenes [...] Reich als das größte und mächtigste angesehen werden soll, das die sichersten Grenzen hat und von seinen Nachbarn am wenigsten zu befürchten hat, dann ist Österreich trotz seiner Größe und inneren Ressourcen zu den Schwachen zu zählen.«⁵⁶

Wenzel Anton von Kaunitz, Habsburgs Staatskanzler unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. (1753–1792)

»Kein anderer Teil Europas hat so viele Feinde.«⁵⁷

Österreichischer Feldherr Graf Raimondo Montecuccoli (1625–1675)

»Österreich ist einzig und allein für den ewigen Frieden gerüstet.«⁵⁸

Finanzminister Kolowrat (1826–1848) in Anbetracht der schlechten finanziellen Lage Österreichs

54 Mitchell 2018, S. 52

55 Ebd.

56 Ebd., S. 1

57 Ebd., S. 21

58 Sked 2013, S. 13

Österreichs Situation

Die Außenpolitik eines jeden Staates ist von besonderer Natur. Sie gedeiht auf dem Boden der Umstände, innerhalb derer ein Land manövrieren muss. Nach außen ist es die geografische Lage, nach innen ist es die Gesellschaftsstruktur mit all ihren Konsequenzen. An den Erfahrungen mit diesen Umständen richteten Staatsmänner ihr Denken und Handeln aus. Was die Umstände angeht, war Österreich in vielerlei Hinsicht ein einzigartiges Imperium. Im Vergleich zu allen anderen Großmächten wie Russland, Preußen, Großbritannien und Frankreich verfügte es im 19. Jahrhundert über eine unvergleichliche geografische Position. Als ein Staat, der im Herzen des Kontinents lag, war er in allen vier Himmelsrichtungen von mächtigen Feinden umgeben. Im Norden von Preußen, im Süden vom Osmanischen Reich, im Osten von Russland, im Westen von Frankreich. Dieser geografische Umstand prägte einen großen Teil seiner Geschichte. Es führte nicht ein Dasein wie Großbritannien, das sich als Inselstaat für seine Sicherheit und seinen Reichtum bloß darauf fokussieren musste, die Meere zu beherrschen. Es hatte auch nicht wie Frankreich ein Meer im Rücken und im Süden die Pyrenäen, die Frankreich vor potenziellen Angreifern absicherten, und dahinter ein schwaches Spanien. Es besaß nicht wie Russland eine grenzenlos erscheinende Fläche, spärlich besiedelt, die jeden potenziellen Angriff absorbierte, und im Rücken, im Norden, eine vereiste Landschaft, an die kein Land angrenzte, von dem es etwas zu befürchten gab. Für eine Expansion musste Frankreich nichts anderes tun, als seine Bemühungen nach Osten zu richten, während sich Russland auf die Expansion gen Süden und Westen konzentrieren konnte. In diesen Staaten mussten sich die Verantwortlichen nicht wie in Österreich den Kopf darüber zerbrechen, wie sie sich im Zweifelsfall nach allen vier Seiten absicherten, sondern konnten ihre ganze Kraft für Offensiven an ein bis zwei Fronten konzentrieren. Dadurch führten sie Kriege auf fremden Territorien und nicht auf ihren eigenen. Falls eine Eroberung scheiterte, konnte sich jede dieser Mächte auf ihr unberührtes

Gebiet zurückziehen, ohne einen Einfall befürchten zu müssen. Frankreich brauchte seine Truppen nur an den wenigen Stellen zu stationieren, von wo aus der Feind einfallen konnte. All diesen Luxus hatte Österreich nicht. Von allen vier Himmelsrichtungen seinen Feinden ausgeliefert zu sein, machte Österreich zu einer natürlichen Defensivmacht, zu einem geopolitischen Taktierer. Als wäre Habsburg mit seiner Geografie nicht genug bestraft, kamen noch weitere Nachteile im Inneren hinzu, die jede umfassende Verteidigung behinderten.

Österreich unterschied sich auch in seiner inneren Beschaffenheit grundlegend von allen übrigen Großmächten auf dem Kontinent. Die Folge war, dass jede Mobilisierung von Ressourcen für das Militär besonders schwerfiel. Ausgangspunkt dieses Problems war das Territorium selbst. Das Gebiet bestand beim Ausbruch der Französischen Revolution aus siebzehn unterschiedlichen politischen Einheiten, die in ganz verschiedenen Phasen der Geschichte hinzugekommen waren. Das war so, weil die Krone über Jahrhunderte Territorien mehr mit Eheschließungen statt mit Kriegen für sich gewann. Sobald die Herrscherhäuser, in die man hineingeheiratet hatte, ohne Nachkommen ausstarben, ging die Herrschaft auf die Habsburger über. Das hatte aber seinen Preis. Wollte Habsburg das Land ohne große Tumulte erben, musste es auf die politische Struktur des jeweiligen Landes Rücksicht nehmen, sich mit der politischen Vereinheitlichung und der Zentralisierung zurückhalten. Damit war Einheit nur in Vielfalt möglich. Die Dynastie, der Kaiser, war das einzige identitätsstiftende Element, das sie miteinander verband.⁵⁹ Dieser Flickenteppich der österreichischen Monarchie spiegelte sich auch in der demographischen Zusammensetzung wider. 1850 bestand das Reich aus 21 % Deutsch-Österreichern, 16 % Tschechen, 14 % Italienern, 13 % Ungarn, 8 % Ruthenen, 5 % Polen, 6 % Rumänen und Moldaven, 4 % Kroaten und anderen.⁶⁰ Keine andere Großmacht auf dem Festland wies diese Diversität an Völkern auf wie Österreich. Die Tatsache, keine wirkliche Mehrheitsbevölkerung

59 Mitchell 2018, S. 52–53

60 Ebd., S. 72

zu haben, schlug sich direkt auf die Möglichkeit, Ressourcen zur Selbstverteidigung zu mobilisieren, nieder.

Um ein Territorium mit 700 000 Quadratkilometern in alle Himmelsrichtungen verteidigen zu können, musste man eine große Armee finanzieren. Dazu war eine produktive Wirtschaft nötig, die Einnahmen in die Staatskassen spülte. Die Grundlage dafür war, jedem Wirtschaftszweig das Maximum an Wertschöpfung abzurufen. Das aber war nur möglich, wenn der Staat Rahmenbedingungen schuf, in denen jeder Einwohner erkannte, dass es sich lohnte, Mehrwert für sich selbst zu schöpfen, um auf der anderen Seite dem Fiskus ein Mehr an Steuereinnahmen zu verschaffen. Um das tun zu können, musste der Kaiser die Bauern aus der Herrschaft der Aristokraten lösen und zentrale Kontrolle über die adeligen Güter seiner unterschiedlichen Ländereien erlangen.⁶¹ Den Adeligen diese Reformen abzuverlangen, war bei einem Imperium, das aus verschiedenen Einheiten bestand, schwierig, weil sie sofort nach Hilfe bei benachbarten feindlichen Großmächten suchten oder Aufstände anzettelten. Aber auch die Krone hatte ein Druckmittel. Die Kaiser drohten dem Adel damit, die Bauern vollständig von ihrem Joch zu befreien und die Adelsprivilegien abzuschaffen. Der Kaiser wusste, dass die Bauern auf seinen Zuruf gegen ihren adeligen Grundherrn vorgehen würden, was die Gutsherren am Verhandlungstisch hielt. Der »einfache Mann« sah im Kaiser seine einzige Hoffnung für die Befreiung von seinem adeligen Herrn, für ein Ende der Ausbeutung und die Chance zum sozialen Aufstieg. Der dritte Stand sah in der Dynastie den einzigen Anwalt seiner Bedürfnisse.

Um die Kontrolle über alle Güter zu erlangen, hätte man kaiserliche Beamte vor Ort haben müssen, die sich um die Verwaltung kümmerten. Die Adeligen aus den unterschiedlichen politischen Einheiten im Reich aber wehrten sich vehement gegen jede Reform aus Wien, weil die Gutsherren, insbesondere die Ungarn, befürchteten, ihre Selbstverwaltung und Privilegien zu verlieren. Diese Reformkämpfe stellten die Herrscher immer wieder vor die Wahl, entweder alles zu riskieren und das Reich

61 Judson 2018, S. 202

zerfallen zu sehen, oder einen Kompromiss zu suchen, wie faul er auch sein mochte. Das Kaiserhaus neigte daher immer wieder zu Zugeständnissen, weil es das Risiko scheute. Die Konsequenzen all der Handlungen ihrer Vorgänger bekam besonders Kaiserin Maria Theresia zu spüren. Als die 23-Jährige 1740 den Thron bestieg, hinterließ ihr Vater ihr einen Staat, der am Rande des Ruins stand.

Als wäre das nicht genug, sah sie sich einer weiteren großen Gefahr ausgesetzt. Österreichs Nachbar im Norden, Preußen, sah angesichts einer jungen, unerfahrenen Herrscherin seine Stunde gekommen, sich an Habsburgs Territorien bereichern zu können. 1740, im gleichen Jahr wie Maria Theresia, stieg der Hohenzoller Friedrich II. auf den Thron von Preußen. Nur wenige Monate später fiel Preußen in die habsburgische Provinz Schlesien ein und annektierte sie. Maria Theresia musste all ihre Kräfte mobilisieren, um Schlesien wieder in ihren Besitz zu bekommen. Auf die Erbländer, das heißt die Länder des heutigen Österreich, ausgenommen Salzburg sowie z. B. Böhmen und Mähren, konnte sie sich verlassen, aber sie benötigte die Ressourcen Ungarns, um ihre Feinde zurückzuschlagen. Die Ungarn waren bereit, sich ihr zu unterwerfen, aber nur unter der Bedingung, dass sie alle alten Landesfreiheiten bestätigte, was nichts anderes als Steuerfreiheit und Selbstverwaltung bedeutete. Die Kaiserin stimmte in Anbetracht der schwierigen politischen Situation zu. Im Gegenzug bekam sie von den ungarischen Magnaten Soldaten und Zahlungen, um ihre Kriege zu finanzieren.⁶² Die Folge war ein ständiges Hin und Her, das diesen Konflikt zwischen Krone und Ungarn bestimmte. Dabei setzten sich fast immer die Magnaten durch, die ihren Preis immer dann erhöhten, wenn Österreich Hilfe benötigte. Im Ergebnis hielt sich die ständische Verfassung in Ungarn stärker als im Rest des Reiches, darunter insbesondere die Erbländer Böhmen und Italien.⁶³ Die Ungarn bewahrten sich ihre Autonomie innerhalb des Imperiums mit einer Administration, die sie selbst stellten, und der Aufrechterhaltung aller alten

62 Stollberg-Rillinger 2017, S. 85

63 Ebd., S. 83

feudalen Sozial- und Verfassungsrechte.⁶⁴ Als Maria Theresia den Siebenjährigen Krieg 1763 zu Ende führte und nichts gewann und viel verlor, war Österreich nur noch ein Schatten seiner glorreichen, spanisch-habsburgischen Vergangenheit. 1763 hatte es Schlesien endgültig an den Preußenkönig abtreten müssen. Eine Region, die allein 25 Prozent zum gesamten Steueraufkommen Österreichs beitrug. Napoleon soll später zu österreichischen Gesandten gesagt haben, die Monarchie sei »nichts als eine alte Magd, die es gewohnt ist, von allen vergewaltigt zu werden«.⁶⁵

Wenn Österreich für künftige Konflikte gewappnet sein wollte, galt es, sich neu aufzustellen und zu stabilisieren. Nach dem Wegfall Schlesiens musste Ersatz geschaffen werden, um den finanziellen Rückstand auszugleichen. Eine ökonomische Modernisierungsoffensive wurde gestartet. Die westlichen Territorien, über die Wien weitreichende Kontrolle hatte, sollten den industriellen Schwerpunkt bilden, während die östlichen Gebiete das landwirtschaftliche Zentrum werden sollten.⁶⁶ Um das umzusetzen, installierte Maria Theresia 1765 ihren Sohn, Joseph II., als Mitregenten. Dieser machte sich auch augenblicklich ans Werk. Drei Eckpfeiler sah das Reformprogramm vor: 1.) Eine kaiserliche Verwaltung in den Ländereien einzuführen, die Steuern eintrieb und Truppen stellte. 2.) Die Bauern aus der Herrschaft der Gutsherren zu befreien, um die Produktivität zu erhöhen. 3.) Die Steuerprivilegien des Adels abzuschaffen, um zusätzliche Einnahmen zu generieren. Neben all diesen Änderungen hielt der junge Kaiser die Zeit für gekommen, die Sonderstellung Ungarns, die seine Mutter dem Land gewährt hatte, anzugreifen.⁶⁷ Joseph II. schlug den ungarischen Aristokraten vor dem Ausbruch der Französischen Revolution eine einheitliche Besteuerung vor. Alle Bauern sollten 30 Prozent bezahlen. Dieser Beitrag würde zwischen Krone und dem Grundbesitzer aufgeteilt werden. Der Staat erhielt 12,2 Prozent, der Grundbesitzer 17,8 Prozent. Alle übrigen

64 Brandt 1978, S. 24–25

65 Mitchell 2018, S. 9

66 Good 1984, S. 29

67 Judson 2018, S. 119

Verpflichtungen der Bauern wären mit dem Gesetz abgeschafft. Die Idee war, dass die Adeligen ihre großen Güter verkauften, jedenfalls effizienter gestalten und selbst unternehmerischer werden mussten, um ihre Ländereien bewirtschaften zu können. Die Grundherren aber sahen in diesem Gesetz eine Gefahr ihres bisherigen Wohlstandes, der durch bis zu 42 Prozent der bäuerlichen Erträge gewährleistet worden war.

Außerdem lockte der Staat fähige Handwerker, indem man ihnen die Übersiedelungskosten bezahlte und sie vom militärischen Dienst befreite. Regulierungen wurden angepasst, um den neuesten technologischen Fortschritt zu steigern. Förderungen, Preise und exklusive Privilegien wurden an Erfinder und Ingenieure für ihre Leistungen verliehen. Außerdem befreite man Industrieunternehmen von der Kontrolle der Zunftgemeinschaften.⁶⁸ Man schaffte auch formell die Leibeigenschaft ab, was zur Loyalität breiter Bevölkerungsschichten führte. Die Reformen verboten den Grundbesitzern, ihre Bauern eigenhändig auszupeitschen oder ihnen das Heiraten zu verbieten. Auch der Frondienst, der an Sklaverei gegenüber den Grundherren grenzte, wurde von fünf bis sechs Tagen auf maximal drei Tage pro Woche reduziert.⁶⁹ Diese typisch österreichische Kompromissbereitschaft ließ einen eigenen Begriff dafür entstehen: eine österreichische Lösung. Man einigte sich in der Mitte, ohne dass der jeweils andere zu viel von seiner Position aufgab.

Der Plan, die Macht der Aristokraten über ihre Untertanen zu brechen, scheiterte schließlich nicht an der typisch österreichischen Kompromissbereitschaft, sondern an Joseph II. selbst. Der junge Kaiser suchte den Konflikt, wo er ihn auch nur finden konnte. Dabei eröffnete er zu viele politische Fronten auf einmal. Für innenpolitische Reformen benötigt man außenpolitische Ruhe. Stattdessen zog er 1787 gemeinsam mit Russland, das ihm Bayern versprach, gegen das Osmanische Reich in den Krieg und ging am Ende leer aus. Zur gleichen Zeit schalteten

68 Good 1984, S. 28

69 Judson 2018, S. 162–163

die ungarischen Magnaten der Reformen wegen vollständig auf Widerstand und forderten die Absetzung Josephs II. als König von Ungarn.

Zwei Jahre später brach die Französische Revolution aus. Österreich konnte sich in dieser Phase keine innenpolitischen Brände leisten und so zog Joseph II. auf dem Sterbebett die meisten seiner Reformen zurück.⁷⁰ Sein Bruder und Nachfolger, Kaiser Leopold II., verbrachte seine kurze Amtszeit damit, die Wogen der Auseinandersetzungen mit den Magnaten wieder zu glätten. Kurze Zeit später verstarb auch er und Kaiser Franz II., Metternichs künftiger Herr, wurde 1792 gekrönt. Die gesamte Regierungszeit von Kaiser Franz II. bis zu seinem Tod 1835 und sogar bis zu Metternichs Rücktritt im Jahr 1848 sollte Österreich den administrativen Standard behalten, den es bereits unter Maria Theresia erreicht hatte. Insgesamt war das 18. Jahrhundert ein verlorenes an möglichen Reformen.⁷¹ Ungarn blieb fest in den Händen der Magnaten, und die Krone fand sich damit ab. Damit herrschte in Österreich ein unvollendeter Absolutismus.⁷² All die Konsequenzen, das Reich administrativ und politisch nicht wirklich einigen zu können, wirkten sich gravierend auf die finanzielle und geopolitische Zukunft des Imperiums aus.

Konsequenzen der Stagnation

Noch um 1830 sollte Habsburg zu den am wenigsten entwickelten Ländern in Europa gehören, mit einer ähnlichen Wertschöpfung wie Russland. Selbst der fortschrittliche, westliche Teil des Imperiums, die österreichischen Erbländer, hatten ein geringeres Pro-Kopf-Einkommen als fast alle Länder in West- und Nordeuropa bis sogar ins Jahr 1913.⁷³

70 Ebd., S. 112–115

71 Brandt 1978, S. 12

72 Ebd., S. 13

73 Pammer 2010, S. 134